



Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

Nº 9.

1882.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 50 Pfennig. — In Heften à 35 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

[1882]

Im Kampf wider alle.

Roman von Ferdinand Stiller.

(8. Fortsetzung.)

Aber Franz Stein schlug nicht ein. Er trat vielmehr einen Schritt zurück und sagte jetzt mit ganz unverholten verächtlichem Tone:

„Wenn Sie denn wollen, Herr Häbler, so sollen Sie es haben — die Rolle, welche Sie und der Vorstand des kaufmännischen Vereins mir zugebacht haben, erscheint mir meiner unwürdig und wenn Sie noch weiter davon reden, so betrachte ich das als eine absichtliche Beleidigung. Uebrigens ist nun auch meine Zeit abgelaufen, ich bin im Begriff zu verreisen —“

Er neigte nur ein ganz klein wenig sein Haupt und machte eine Bewegung, welche den unerbetenen Besuch sehr unzweideutig zum Gehen aufforderte.

Das war Herrn Gabriel Häbler denn doch zu stark.

„So,“ sagte er, „so, das ist ja recht schön — hi, hi, ich danke; ich danke im Namen des Vereins und in meinem eignen, und im Namen Sr. Excellenz des Generals. So brauchen Sie sich natürlich auch mit dem Festarrangement hier in Seifersdorf nicht zu inkommodiren, mein werter Herr Stein, das Fest aber wird doch glänzend ausfallen, auch hier in Seifersdorf, das kann ich Sie versichern, glänzend, hi, hi, na und so empfehle ich mich Ihnen denn — ein für allemal, empfehle mich zu bestem Andenken, hi, hi —“

Damit verschwand endlich das vor Aerger firschbraun gewordene Gesicht des Schwägers hinter der Thür.

Franz Stein atmete auf als er nun allein war. Das war ein schlimmer Sonntagvormittag gewesen. Ein Besuch fataler wie der andere.

Sein Blick fiel auf den Schreibtisch. Dort hatte er vor kaum zwei Stunden gesessen und in beinahe weisevoller Stimmung ihrer gedacht, die sein Leben, wie er zuversichtlich hoffte, zu einem wahrhaft glücklichen, so recht inniglich befriedigenden machen sollte. Verse hatte er ihr gewidmet, Verse, — es war gut, daß diese Kinder eines harmlosen Moments sorglich verdeckt lagen, dachte er, daß also die Augen dieses Menschen nicht darauf gefallen sind —

Er hob das Löffblatt auf und nahm das Blatt, auf dem er seinen Gefühlen Ausdruck gegeben hatte, in die Hand. Ein bitteres Lächeln umzog seine Lippen. „O gib den Frieden, Frieda mir zurück.“ Sie wird mehr zu tun haben an meiner Seite, die Gute, dachte er. Den Seelenfrieden, nach dem ich mich erst jetzt im Drange der Arbeit, in der Gefühlsleere der Geschäftswelt, in die ich mitten hinein getreten bin, sehnen gelernt habe, diesen Seelenfrieden zu hüten und zu wahren, wird sicherlich keine leichte

Aufgabe sein. Die Annahme und Zudringlichkeit der Menschen im Verein mit der Zämmlichkeit ihres Treibens und der Niedrigkeit ihrer Gesinnung — wie vergällen sie einem die Freude am Leben, wie zerrén sie jeden, mag er auch noch so ernst und ideal streben wollen, hinab in die kalte, schmutzige Prosa ihrer eigenen Geistesmisere!

Er legte alles — beschriebene und unbeschriebene Blätter — in eines der Fächer seines Schreibpultes und verschloß dasselbe. Dann läutete er dem Diener und gab den Auftrag, den Wagen vorfahren zu lassen.

Gegen Abend war er in B. Frieda, die er telegraphisch von seinem Kommen benachrichtigt hatte, empfing ihn innig beglückt am Bahnhofe. Stundenlang durchstrichen sie dann Arm in Arm und in süßem Geplauder die weitberühmten Promenaden der stattlichen Provinzialhauptstadt. Die Nacht war bereits herein gebrochen, als sie von einander schieden. Franz Stein kehrte befriedigt und beruhigt nach dem Orte seines geschäftlichen Wirkens zurück. Seine Braut hatte nach längerem bangen Sträuben und allerlei ernstern und scherzhaften Einwänden sich zu dem ersten Besuche in ihrem künftigen Daheim bereit erklärt. Am nächsten Sonnabend sollte er sie abholen und bis Montag wollte sie verweilen.

* * *

Die Woche, welche Frieda von dem Tage ihrer Abreise trennte, sollte für sie ungewöhnlich ereignisreich werden.

Am Montag kündigte die Schulvorsteherin ihren Lehrern und Lehrerinnen den Besuch des Schulinspektors — eines noch ziemlich jungen, aber in hohem Ansehen stehenden Geistlichen — an, der sich über die Leistungen des großen Privat-Instituts im Auftrage der Regierung unterrichten wollte. Er beabsichtigte, wie die Schulvorsteherin erklärte, mehreren Unterrichtsstunden in den verschiedensten Lehrfächern beizuwohnen. Diese Kunde rief begreiflicherweise sowol bei dem männlichen, als ganz besonders bei dem weiblichen Teile des Lehrpersonals, sowie auch bei der Vorsteherin, große Aufregung hervor, zumal diese Inspektion seit langer Zeit die erste war, mit der die Regierung das Institut heimsuchte und welche den Zweck hatte, die Frage zu entscheiden, ob dasselbe in seiner Eigenschaft als Privatanstalt den Anforderungen des Unterrichtsministeriums entspräche und unbefristet fortbestehen dürfe, oder in die Hände der Regierung überzugehen habe.

Raum war der gestrenge Herr Schulinspektor angemeldet, so war er auch da — noch zwei Tage früher, als man ihn erwartet hatte.

Es war ein mittelgroßer Mann, der nicht gerade schwächling und körperlich schwächlich war, aber es in seinem langen, feinen, bis an den Hals geschlossenen schwarzen Tuchrock doch zu sein schien. Umsonst fiel der Kopf ins Auge, der auf dem steifen Nacken saß und einem Riesen alle Ehren gemacht haben würde. Lang und breit, mit mächtiger Stirn, von langen dunkelbraunen Haaren umwallt, trug er weithin sichtbar den Stempel des Aufwärtigen, Ungewöhnlichen. Und die einzelnen Teile und Züge des glatt rasirten Gesichts, die große, gebogene Nase, die stets weit geöffneten dunkelgrünlich funkelnden Augen, der große, wenn er schwebte, stets festgeschlossene Mund und das kräftige Kinn waren durchaus nicht dazu angetan, solchen Eindruck abzuschwächen.

Urpflötzlich — des morgens vor neun Uhr — war dieser Herr Schulinspektor der Institutsvorsteherin in ihr sogenanntes Direktorialzimmer gehagelt. Nach sehr kurzer, wenn auch nicht minder höflicher Begrüßung bat er, ihn sofort in eines der Schulzimmer geleiten zu wollen.

Die Vorsteherin — eine trotz aller Gutmütigkeit ihren Untergebenen und Schülern gegenüber allezeit ungemein würdevolle, unter Umständen sogar sehr ernste und strenge Dame — hatte ebensovoll vor der hohen Staatsregierung und ihren Organen als auch vor der Kirche mit ihren berufenen und bestellten Dienern jederzeit einen gewaltigen Respekt gefühlt; was wunder, daß sie sich dem Manne gegenüber, der als höherer und sehr einflußreicher Staatsbeauftragter und Geistlicher zugleich vor sie hintrat, um ein Urteil von entscheidender Bedeutung zu sprechen für ihre Wirksamkeit, auf die sie unendlich stolz war, und die sie fortzusetzen gewillt war bis an ihr Lebensende — was wunder, sage ich, daß sie sich diesem Manne gegenüber klein, schwach, wie eine Dienerin vor ihrem Herrn, erschien. Sie erlaubte sich deshalb nicht darauf hinzuweisen, wie sie wol sonst gewollt hätte, daß sie für den Zweck der Schulinspektion keineswegs nachteilig hielte, wenn man Lehrern und Schülern wenigstens eine Viertelstunde der Vorbereitung auf den ungewöhnlichen Besuch und die bevorstehende Prüfung gestatte.

Sie ging vielmehr mit vor Aufregung gerötetem Antlitz sofort bis zur Tür und hätte sich vor lauter Verwirrung beinahe geweigert, dem Schulinspektor voranzuschreiten, der ihr jedoch den Vortritt mit einer kurzen höflichen Verbeugung überließ. Auf die Frage, welchem Unterrichtsfache er zunächst seine Aufmerksamkeit widmen wollte, antwortete er, das sei ihm gleich; kaum aber hatte er das, wie sie so in dem langen Korridor hinschritten, gesagt, so wies er auf die Tür eines Zimmers, aus dem sich eben eine helle weibliche Stimme in ruhigem, zusammenhängenden Vortrage vernehmen ließ.

„Was wird in diesem Augenblicke hier gelehrt?“ — fragte er. „Nichts von höherer Bedeutung, wirklich keineswegs etwas, worauf ich zuerst Ihre Aufmerksamkeit, hochverehrter Herr Schulinspektor, lenken möchte. Ich wollte mir vielmehr erlauben, Ihnen den Herrn Professor Lohmeyer, des berühmten Mathematikers vom Hedwig-Gymnasium und, ich darf wol sagen, die vornehmste Stütze meiner Anstalt, in seinem geistvollen physikalischen Unterrichte zu präsentieren.“

Wenn der Herr Schulinspektor nun ein wahrhaft rücksichtsvoller Mann gewesen wäre, so hätte er sich selbstverständlich in die Schulkasse begeben, der soeben das Glück des Lohmeyer'schen Unterrichts zuteil wurde, aber der geistliche Herr war einer von den Leuten, welche sich um die Wünsche und den Willen ihrer Mitmenschen nur kümmern, wenn sie dazu irgendwie gezwungen werden oder erheblichen Vorteil davon haben. In vorliegendem Falle antwortete er:

„Sehr freundlich. Indessen gestatten Sie wol, daß ich vor allem hier eintrete. Nicht war, — wenn ich bitten darf?“

Die Schulvorsteherin wagte nicht mehr zu widersprechen. Sie öffnete möglichst langsam und geräuschvoll die Tür des Klassenzimmers, trat hinein und sagte:

„Fräulein Häppler, eine meiner allerjüngsten Lehrerinnen, trägt verständigweise hier vaterländische Geschichte vor. Herr Schulinspektor wollen das gütigst berücksichtigen.“

Das gewaltige Haupt des Schulinspektors wankte sich nach der jungen Lehrerin, während er mit der Hand ein flüchtiges Zeichen machte, welches die Schülerinnen, die beim Eintritt der Vorsteherin zur üblichen Ehrfurchtsbezeugung von ihren Plätzen sich erhoben hatten, zum Niedersetzen aufforderte.

„Fräulein Häppler — sehr angenehm,“ sagte er, mit seinen großen Augen rasch über die ganze Erscheinung des Mädchens hinschweifend, „behalten Sie gefälligst Platz und faren Sie im Unterrichte fort, als wenn niemand außer Ihnen und den Schülern zugegen wäre. Sie, meine verehrte Frau Vorsteherin, darf ich in Ihren vielfachen Geschäften nicht länger stören. Ich werde mir später erlauben, Sie in Ihrem Arbeitszimmer wieder aufzusuchen.“

Er verneigte sich viel tiefer, als vorher, da er mit der Vorsteherin allein war. Seine Stimme klang aber trotz all' der ausgeführten Höflichkeit, deren sich die Worte befehligten, nicht minder entschieden und allen Widerspruch ausschließend.

Die Vorsteherin tat denn auch, zögernd zwar und mit sehr schwerem Herzen, wie der Gestrenge wollte. Nur einen fast stehenden Blick warf sie noch auf Fräulein Häppler, als wollte sie sagen: „Tue du mir nur den einzigen Gefallen, deine Sache so gut zu machen, als dir nur irgend möglich ist — sein oder nicht sein hängt davon ab.“

Friederike Häppler verstand den Blick; er trug aber nicht im entferntesten dazu bei, sie zu ermutigen. Alles Blut war aus ihren Wangen gewichen und sie mußte sich Gewalt antun, daß ihr die Stimme nicht versagte, als sie zaghaft begann:

„Der Herr Schulinspektor erlauben vielleicht, daß ich mit meinem Vortrage noch einmal beginne.“

„O bitte, mein Fräulein, faren Sie nur ganz sans gêne da fort, wo sie unterbrochen worden sind.“

Friederike Häppler suchte sich möglichst zu fassen. Hätte sie in ihrem eigenen Lehrfache vor dem Schulinspektor zu unterrichten gehabt, so wäre sie nicht im geringsten in Verlegenheit gewesen, aber nun mußte es das Unglück, wie sie meinte, wollen, daß sie seit ein par Tagen von der Vorsteherin zur Stellvertretung einer erkrankten älteren Kollegin, deren Unterrichtsgegenstände Geschichte und Geographie waren, berufen worden war. Die Schulvorsteherin hätte leicht diese Aufgabe ebensovoll einem der Lehrer übertragen können, welche sich meist die facultas docendi für die höheren Gymnasialklassen erworben hatten, aber das hätte der ziemlich knauserigen Dame nicht unbeträchtliche Kosten verursacht, während sie bei Friederike Häppler sich jede Ausgabe ersparte, indem sie tat, als müßte diese für die Gelegenheit, sich in den „höheren“ Unterrichtsfächern zu üben und zu bewähren, onehin sehr dankbar sein. Just gestern Nachmittag nun hatte die Vorsteherin ihrer lieben kleinen Häppler, wie sie Friederike zu nennen pflegte, wenn sie bei guter Laune war, eröffnet, daß sie von morgen ab die Vertretung doch lieber an Dr. Brandt übertragen werde, angeblich, damit sich Friederike nicht zu sehr anstrengen, in Wahrheit, weil sie fürchtete, daß dem Schulinspektor die Erteilung der Geschichtslektionen in einer der mittleren Klassen durch ein junges Mädchen, die im Grunde nur Zeichenlehrerin war, unpassend und unzulässig erscheinen könne. Ehe aber diese Vorsichtsmaßregel ausgeführt wurde, war der Gefürchtete erschienen, und es galt nun, die Ehre der Schule nach bestem Vermögen zu wahren.

„Wir waren bei dem Regierungsantritte Friedrich des Großen angelangt,“ begann die junge Lehrerin, anfänglich tief und schwer atmend und die Worte nur mit vieler Mühe in ununterbrochener Rede aneinanderfügend. „Es war am 27. Mai 1740, als die Königin Sophia Dorothea den achtundzwanzigjährigen Kronprinzen von seinem Lustschlosse Reinsberg nach Berlin an das Krankenbett seines königlichen Vaters berufen ließ. Der König Friedrich Wilhelm I. füllte den Tod herrannahen, der ihn am 31. Mai ereilte. Die Tatkraft des jungen Königs äußerte sich sogleich in einer Reihe von Maßregeln und Reformen, von denen hauptsächlich zu erwähnen sein möchten die Doffnung der königlichen Getreidemagazine zum Besten des notleidenden Volkes, gleichzeitig mit der Festsetzung eines niedrigen Kornpreises, dann in der Abschaffung der Folter als Mittel zur Erzwingung von Schulbekenntnissen, ferner die Erlassung eines Duldungsedikts zu Gunsten der sich nicht zur Staatsreligion bekennenden Untertanen, die Errichtung eines Ministeriums zur Hebung von Handel und Gewerbe, die Berufung und Anstellung von Gelehrten und Künstlern an den Universitäten und Akademien des Landes, endlich die Wüderung der die Freiheit der Presse gänzlich aufhebenden Censureinrichtungen.“

Friederike Häppler war allmählich ruhig und sicher geworden, die Worte flossen ihr leicht und gefällig von den Lippen und man hörte ihr an, daß sie ihren Gegenstand völlig beherrschte. Jetzt hielt sie inne und blickte nach dem Schulinspektor, der sich

dicht am Fenster auf einen Stuhl niedergelassen hatte und den Kopf in die Hand gestützt regungslos zuhörte. Er mußte die Lehrerin aufmerksam beobachtet haben, denn er erriet sofort, was sie in dem Momente, während sie pausirte, dachte.

„Sie unterbrechen den Vortrag, liebes Fräulein, sich zu überzeugen, ob die Klasse demselben gefolgt ist und ihn recht begriffen hat?“ fragte er in einem Ton, der jedem, welcher ihn gekannt hätte, sonderbar warm erschienen wäre.

Friederike berührte der Ton sowohl als der Inhalt der Frage angenehm. „In der That, Herr Schulinspektor, wollte ich um die Erlaubnis bitten, einige Fragen an die Mädchen zu richten,“ antwortete sie.

„Ganz recht,“ nickte dieser.

Sie fragte nun nach diesem und jenem, was sie eben erzählt hatte, ließ sich über den Sinn des Gesagten Rechenschaft geben und schließlich eine der Schülerinnen im Zusammenhange das Gehörte wiederholen. Dabei hatte sie Glück — die Mädchen gaben fast alle klare und treffliche Antworten und keine einzige zeigte sich unaufmerksam oder unverständlich.

Darauf wollte Friederike Haßler ihren Vortrag wieder aufnehmen; aber der Schulinspektor fiel ihm in's Wort und erkundigte sich in freundlichster Art, ob sie nicht frageweise einen Teil dessen repetiren wolle, was die Kinder im ganzen Semester gelernt hätten. Das junge Mädchen hatte der bisherige Erfolg so zuversichtlich gemacht, daß sie dieser Wunsch nicht im mindesten beirrte. Mit fast mutwilliger Sicherheit durchstreifte sie nun mit ihren Fragen das ganze Gebiet der brandenburgischen Geschichte bis zur Zeit Friedrich II., bald nach den Namen der Kurfürsten und anderer geschichtlich hervorragender Männer oder den Daten

der Kriege und Schlachten, der Länderewerbungen und Eroberungen forschend, bald von den Kulturfortschritten des Volkes erzählen lassend und überall tüchtige Kenntnisse und scharfen Verstand beweisend. Auch die Schülerinnen bestanden diese etwas bedenkliche Probe nicht schlecht, wenn sie sich auch nicht ganz so gut beschlagen zeigten, als kurz zuvor.

Der Schulinspektor war ersichtlich ungemein befriedigt. Er erhob sich, richtete einige warme Worte der Anerkennung an die Lehrerin, lobte auch die Klasse und verabschiedete sich.

Friederike Haßler geleitete den hohen Vorgesetzten bis zur Thür, dort warte sich dieser noch einmal rasch um, reichte dem jungen Mädchen die Hand und sagte:

„Gott befohlen, liebes Fräulein. Auf Wiedersehen!“

Das Mädchen füllte, daß sie bei dem flüchtigen Händedruck des Mannes und seinen Worten — noch mehr aber unter dem Blicke, der blitzartig und sengend aus seinen sprechenden Augen schoß, erröthete, ohne daß sie sich klar zu werden vermochte, weshalb dies eigentlich geschah. Sie hatte auch keine Zeit, darüber nachzudenken — in der Klasse brach die lange niedergehaltene Aufregung über das glücklich bestandene Kleingewehrfeuer des improvisirten Examins nun mächtig hervor und die Lehrerin hatte alle Mühe, wieder den nötigen Ernst und die gebührende Ruhe in die lebendige Gesellschaft der meist noch recht kindlichen Mädchen hineinzubringen.

* * *

(Fortsetzung folgt.)

Judenhezen in Rußland.

Von E. Lübeck.

(3. Fortsetzung und Schluß.)

Das mit der Gründung der Judenkolonien geschaffene Verhältnis dauerte bis zum Regierungsantritt Alexander II., der den beständigen und zeitweiligen Aufenthalt der Juden in Kiew selbst erleichterte und den jüdischen Kaufleuten erster und zweiter Gilde den festen Wohnsitz in der Stadt gewährte, ihnen auch erlaubte, sich eine gewisse Anzahl von jüdischen Kommiss, Kontoristen und Verkäufer, sowie zum Hausgebrauch die erforderliche jüdische Dienerschaft zu halten. Auch die Kaufleute erster und zweiter Gilde anderer Städte, die in Kiew Geschäfte mit der Regierung hatten, durften das nötige Personal mitbringen, dasselbe mußte aber sittlich rein dastehen, nicht zu entehrenden Strafen, auch nicht wegen Schmuggel verurteilt sein.

Aus Konkurrenzgründen erhob sich auch gegen die Juden in Kurland und Livland ein Sturm. Hier waren sie schon seit mehr als zweihundert Jahren, also schon zur schwedischen Zeit, ansässig gewesen. Im Jahre 1797 betrug die Zahl der männlichen Bevölkerung nach amtlicher Zählung 4581, wovon 896 den Städten und 3685 dem Lande zugeschrieben waren. Die Lage dieser Juden war im allgemeinen eine äußerst kümmerliche. Aus amtlichen Berichten erzieht man, daß sie sehr arm waren, kaum die allernotwendigste tägliche Nahrung zu sich nahmen und sich meistens durch Kleinhandel und unerlaubte Maklergeschäfte ernährten. Auf den Farmen unterhielten sie Schenken oder waren Pächter der abtlichen Brantweinbrennereien, ein Teil von ihnen betrieb verschiedenartige Handwerke. Die Geschichte dieser kurlandischen und livländischen Juden ist eine sehr traurige, sie haben hier viel erdulden müssen. Sie sollten ausgetrieben werden, doch widersand die Regierung mit Rücksicht auf die alten Rechte der Juden dem Drängen ihrer Feinde. Am 14./26. März 1799 wurden jedoch schon nach dem Beispiele anderer Gouvernements die Bedingungen aufgestellt, unter denen sie bleiben konnten. Sie sind bezeichnend für die Motive dieser Heze. Um bürgerliche und kaufmännische Gewerbe zu treiben, war es nötig, sich als Bürger oder Kaufmann einschreiben zu lassen. Wer dies tat, wurde doppelt so hoch als die Christen besteuert. Wer sich nicht einschreiben lassen konnte oder wollte — vom ersteren allein kann ja nur die

Rede sein, erhielt das Recht der Emigration — wenn er die zweifache dreijährige Abgabe im voraus entrichtete. Wer diese Abgabe nicht zu entrichten vermochte, der sollte einfach zwangsweise hinausgetrieben werden. — Die auf dem Lande wohnenden Juden hatten in den Städten zu erscheinen, ihr Gewerbe anzugeben und einer Gemeinde sich zuschreiben zu lassen. Im übrigen unterlagen sie den gleichen Bestimmungen wie die städtischen Juden. Es wurden ihnen nach Entrichtung der doppelten Steuer Pässe erteilt; wer keinen Paß besaß, wurde ausgewiesen. Die Juden, welche allen Verpflichtungen nachkamen, erhielten volle Kultusfreiheit und das Recht, Schlachthäuser und eigene Friedhöfe zu errichten. — In Kurland erging übrigens auch das Verbot, Juden zu Leibeigenen zu machen. — Diese gesetzliche Regelung der Judenfrage genügte jedoch den christlichen Konkurrenzrenten nicht. Es kam zu ungleich schärferen Maßnahmen, bei denen namentlich das Schicksal der Ausgetriebenen, die ein anderes Asyl sich suchen mußten, ein höchst beklagenswerthes war. Der Jude, welcher keiner Gemeinde in einem andern Gouvernement sich zuschreiben lassen konnte, sollte und wurde, soweit er kräftig war, in's Militär gesteckt, während man den Schwächling nach Sibirien zu schicken befahl. Nachträglich gedachte man der Familien und widerrief oder milderte wieder. Es war ein trostloses Dasein, das diesen Juden beschieden war, es illustriert auf das grellste die Brutalität und Unvernunft des damals herrschenden russischen Regierungssystems. — Jetzt ist in Kurland und Livland wenigstens denjenigen Juden der Aufenthalt erlaubt, welche nach der Zählung vom 13./15. April 1835 diese Gouvernements zugeschrieben waren. Die Uebersiedelung der Juden von andern Gouvernements nach Kurland und Livland ist untersagt.

Wir könnten ähnliche Verfolgungen von Wilna, von Kamenez-Podolsk, von Kowno melden. Wir verzichten darauf, um uns wieder einer großen Brutalität zuzuwenden, welche die Juden vieler Gouvernements traf.

Fast brutaler und rücksichtsloser noch als durch die Austreibung der Juden vom flachen Lande in die Städte wegen ihres angeblichen unheilvollen Einflusses auf die Landbevölkerung ging man gegen

die Juden vor, als der Verdacht gegen sie sich regte, daß sie in den verschiedenen Grenzdistrikten Schmuggel trieben. Es ist, wie wir schon mehrfach gesehen, alles originell, alles gewalttätig in der russischen Verwaltung. Weil die Bauern durch die Brantweinfabrikation der Edelleute litten, mußte man zur Hebung des Uebels den jüdischen Händlern das Handwerk legen, während es den Haupttätigsten nach wie vor gestattet blieb. Man mußte so gar alle Juden vom flachen Lande in die Städte treiben. Da an den Grenzen Schmuggel getrieben wurde, mußten natürlich wieder die Juden dafür leiden und dafür verantwortlich gemacht werden, obwohl es amtlich feststand, daß nicht nur Juden, sondern auch zahlreiche Christen daran beteiligt waren, von denen auch viele abgefaßt wurden. Ein zivilisierter Staat, an dessen Grenzen der Schmuggel blüht, wird entweder zu seiner Verhütung die

Bölle, die dazu hauptsächlich Anlaß geben, ermäßigen oder die Grenzüberwachung verschärfen. In Rußland aber fing man das Ding anders an. Da von einzelnen Juden konstatiert war, daß sie Schmuggel trieben, waren alle Juden dafür in Strafe zu nehmen. Historisch entwickelte sich die Angelegenheit folgendermaßen: Der Gouverneur von Volhynien erhob die Anklage gegen „die Juden“, daß sie Schmuggel trieben, und es erfolgte darauf im Jahre 1812 gegen die volhynischen Juden ein Ukas, der ihnen, d. h. allen Juden, — gleichgültig, welches auch ihr Beruf war, — das Wohnen in der Entfernung von fünfzig Werst von der Grenze verbot. Nur der Aufenthalt auf Grund von Pässen war gestattet. Es mag bei aller Brutalität nicht leicht gewesen sein, diesen Ukas durchzuführen, vier Jahre später (1816) wenigstens wird er auf Anraten des Senators Siebers von neuem wiederholt, bez. seine



Der Kaffee des Leiermanns. (Seite 120.)

sofortige Vollstreckung angeordnet. Es wurde zur Motivierung dieser Maßnahmen besonders darauf aufmerksam gemacht, daß die Juden an der Grenze Schenken unterhielten, die sowol der Stapelplatz der eingeschmuggelten Waren, als auch der Ausgangspunkt aller Schmugglerzüge seien. Die jüdischen Schmuggler traf man zweifellos, denn unter den auszutreibenden „Juden“ mußten wol auch diejenigen stecken, welche Schmuggel getrieben hatten. Das kommt natürlich auf das gleiche heraus, als wenn man für Diebstähle und Verbrechen, welche einzelne Christen verüben, alle Christen verantwortlich machen und sie summarisch abstrafen wollte. Die Christen würden sich das entschieden verbitten. Den Juden gegenüber machen sie es jedoch im allgemeinen wie die Russen. Der Fehler eines Einzelnen, sein unmoralisches Handeln — wird einfach auf Rasseneigentümlichkeiten zurückgeführt und die ganze jüdische Volksklasse als mit denselben behaftet hingestellt.

Bis zum Jahre 1821 wurde die harte Maßregel durchgeführt. Sie brannte diesmal ganz besonders in den Städten und Flecken

zahlreiche Juden ihrer Existenzmittel und brachte sie an den Bettelstab. Darauf trat eine Ruhepause ein, eine Lockerung der Abspernung der Juden von den fünfzigwerstigen Grenzlinien, und von diesem Zeitpunkt an beginnen sie wieder auf ihre alten Plätze zurückzukehren. Längeres Weilen darin, die feste Niederlassung wurde ihnen jedoch nicht gestattet. Es wäre nicht lange, dann kam man in Petersburg auch in Betreff der andern Gouvernements zu der Ansicht, daß an den schlechten Polleinamen und dem Schmuggel eigentlich auch nur die Juden Schuld seien, denen der Minister die Neigung zum Schmuggel nachsagte. Für Volhynien wurde neuerdings die Vollziehung der Austreibung angeordnet, derselbe Ukas aber zugleich auf alle westlichen Gouvernements ausgedehnt, so daß das russische Reich im Westen eine fünfzigwerstige judenfreie Grenzlinie erhielt. Der ursprünglich auf Volhynien berechnete Ukas hatte von der Austreibung die jüdischen Grundbesitzer ausgenommen und sie nur gegen Pächter, Wirte, Einsassen in Anwendung gebracht. Der neue Ukas, welcher vom 11./23. April 1824 datirt, richtete sich auch gegen die

Grundbesitzer, vornemlich weil konstatirt war, daß einzelne Juden an der Grenze wertlose Grundstücke um hohe Kaufsummen erstanden hatten. Man nam an, daß dies geschehen sei, um die Häuser zum Schmuggel zu benutzen. In der Hauptsache ist das Verfahren genau wieder dasselbe wie früher, weil einzelne jüdische Grundbesitzer im Verdachte des Schmuggels standen, mußten alle darunter leiden. Es zeigte sich bald, daß man wie bei all den früheren Austreibungen, beiden Theilen, den Juden und den Christen, durch die Nichtbeachtung der bestehenden Vertragsverhältnisse schwere Schädigungen zugefügt hatte. Ein Ukas vom 14./26 November 1825 inhibirte die Austreibung in allen Fällen, wo vor dem Gesetze geschlossene Verträge vorlagen. Erst nach Ablauf derselben sollten die vertraglich gebundenen Juden die fünfzigwerstige Grenzlinie verlassen. Rückwirkende Kraft auf Volhynien besaß dieser Ukas nicht, was in demselben ausdrücklich betont wurde, weil der Austreibungsukas für diese Juden schon vom Jahre 1812 datirt, Verträge also nicht mehr existiren konnten.

Es müssen sich infolge dieser Austreibungen doch fühlbare Nothstände entwickelt und das onehin große Elend der Juden sich noch mehr gesteigert haben. Am 19./31. Dezember 1839 empfahl der Gouvernements-Administrator von Volhynien eine Milderung der Austreibungen im Sinne der Erschließung neuer Wohnsitze an Stelle der entzogenen. Er schlug namentlich vor, den Juden das Wohnen in der neu gegründeten Stadt Ragul zu gestatten. Statt der gehofften Milderung jedoch wurde nur das Gegenteil erzielt. Der Kaiser erklärte kurz, er sei mit dem ihm unterbreiteten An-

trage nicht einverstanden. Im Gegenteil sollte in den neu entstehenden Städten, hundert Werst von der Grenze entfernt, es

den Juden hinfort nicht erlaubt sein, zu wohnen. Damit hatte der Ukas vom 11./23. April 1824 eine den Juden feindliche Ausdehnung gefunden, die ihnen immer weitere Punkte und Strecken verschloß.

Im Jahre 1838, wo ausdrücklich festgestellt wurde, daß zahlreiche Christen am Schmuggel beteiligt waren, wurde die fünfzigwerstige Grenzlinie auch auf Kurland vom letzten Punkte der preussischen Grenze bis zum Kap Domesneß, und die hundertwerstige Grenzlinie bald nach ihrer Errichtung auch auf die neugegründeten Städte und Flecken in Bessarabien ausgedehnt, auf welches die erste kaiserliche Entscheidung keine Anwendung gefunden hatte. Am 20. April (2. Mai) 1843 erging ein neuer Ukas in Bestätigung der früheren, worin angeordnet war, daß alle Juden, die auf der fünfzigwerstigen preussisch-österreichischen Grenzlinie noch angetroffen wurden, herausgeführt werden sollten. Den

Grundbesitzern wurde zur Regulirung ihrer Angelegenheiten, bez. zum Verkauf ihrer Häuser und Länder, eine Frist von zwei Jahren gewährt.

Es scheint damals in Rußland die Lust zur Judenhetze in den Verwaltungen epidemisch gewesen zu sein. Auch der Gouverneur von Sibirien beehrte

Ausnamemaßregeln gegen seine Juden, und wahrscheinlich würde man in Petersburg bereitwillig einen Austreibungsukas erlassen haben, wenn das sibirische Verwaltungskomitee

nicht gefunden hätte, daß überhaupt nur vierzig jüdische, wirklich verbannte Familien in der Nähe der Grenze wohnten. Man entschied jetzt zum erstenmale in der langen Periode dieser Hetzen,



Kriemhild an der Leiche Siegfried's. (S. 119.)

daß nur diejenigen von diesen vierzig Familien in's Innere geführt werden sollten, auf welche ein starker Verdacht sich gelegt hätte, daß sie Schmuggel trieben. — Auch der Verdacht ist ein ungeheuerliches Motiv bei derartigen tief in alle Lebensverhältnisse eingreifenden Maßregeln. Würde man indes in den westlichen Gouvernements die Austreibungen nur den Verdächtigen gegenüber in Anwendung gebracht haben, dann wäre schweres Unglück vielen tausend durchaus unschuldigen Familien erspart geblieben.

Eine der originellsten Austreibungen traf die Juden, welche an der Grenze des Königreichs Polen auf russischem Boden wohnten. Polen war doch ein Teil Rußlands geworden und durch die allgemeine Zollgrenze eine fünfzigwerstige judenfreie Linie. Ueber diese Linie wurde viel geschrieben, bald wurde sie als gesetzlich, bald als ungesetzlich anerkannt, und der Zustand der hier interessierten, nichtansässigen Juden war ein höchst unangenehmer und schwankender. Jedenfalls traf dieses Austreibungsdekret, welches allen andern die Krone aufsetzte, diese Juden sehr hart, weil sie es am wenigsten erwartet und verdient hatten. Erst am 2./14. September 1857 wurde den Juden und ihren Angehörigen erlaubt, in dieser fünfzigwerstigen polnisch-russischen Grenzlinie wieder wohnen zu dürfen.

Im Jahre 1844 befahl der Kaiser Nikolaus, die Verkaufsfrist der Häuser zu verlängern. Bekanntlich war durch die Verordnung vom 20. April (2. Mai) 1843 den jüdischen Hauseigentümern zum Verlaufe ihrer Häuser und Liegenschaften eine Frist von zwei Jahren gewährt worden. Da man wußte, daß die Juden nach Ablauf derselben fort müßten, hüteten sich die Christen wohlweislich, eine große Kauflust an den Tag zu legen. Die Grundstücke waren deshalb zum größten Teil unverkauft geblieben. Nikolaus befahl nun, die Verkaufsfrist für Steinhäuser um zwei Jahre und diejenige für Holzhäuser um ein Jahr zu verlängern. Damit war für die jüdischen Grundbesitzer immerhin etwas gewonnen. Zugleich wurde in Anbetracht der großen Not der ausgetriebenen Juden diesen auf die Dauer von fünf Jahren alle Abgaben mit Ausnahme der Bölle erlassen. Jetzt fand man es auch mit einemmale unbillig, daß man bei der Austreibung so stürmisch zu Werke gegangen. Besonders war es der Rückgang der von den Juden betriebenen Industrien, was die Aufmerksamkeit der Regierung erweckte. Viele Fabriken waren eingegangen, die darin beschäftigten Arbeiter brodlos geworden. Nikolaus befahl, daß man ihm ein Verzeichnis der von den Juden betriebenen Fabriken und Etablissements anfertige und vorlege, damit er über das Schicksal ihrer Eigentümer definitiv entscheiden könne.

Nikolaus ging noch einen Schritt weiter, er ordnete an, daß denjenigen Juden, die in die Städte zogen, Holz aus den Staatswaldungen zum Häuserbau überlassen werde. Zugleich forderte er von den Gouvernementsverwaltungen ein Verzeichnis der jüdischen Steinhäuser in den Flecken und Städten, eine Beschreibung ihrer Beschaffenheit u. s. w. ein, um nach all' diesen Erhebungen jeden einzelnen Fall beurteilen zu können.

Man weiß, in wie bedentlichem Maß russische Reformen sich bewegen. So geschah es auch hier. Der kaiserlichen Entscheidung folgten wol geschäftige Untersuchungen der Administrationsbehörden, doch kam bei alledem nicht viel heraus. Der Eisenerfolg, die Regierung verlor die Juden bald wieder aus dem Gedächtnis. Die Säuberung der Grenzlinien von den Juden nam trotz alledem ihren Fortgang, doch wurde in einzelnen Fällen Rücksicht genommen, auch war es möglich, durch Geldopfer oder andere Mittel allen Klagen zum Trost sich in der fünfzigwerstigen Linie das Verbleiben zu erkaufen.

Es sei an dieser Stelle noch auf ein Gesetz vom 10. Februar 1848 aufmerksam gemacht, wonach jüdischen Grundbesitzern der fünfzigwerstigen Zone für ihre Grundstücke keine Darlehne aus der Staatskasse gewährt werden durften. Wo jüdische Grundbesitzer derartige Darlehne erbaten, war die ausdrückliche Bescheinigung der Gouvernementsbehörden erforderlich, daß das betreffende Grundstück einst in der fünfzigwerstigen Zone lag. Es spiegelt sich in diesem Gesetze die Uebergangsperiode wieder. Die Juden sind hier und da wieder in das ihnen verschlossene Gebiet zurückgekehrt; die Behörden drückten die Augen zu; sie hatten auch nichts dagegen, wenn die Juden wieder Grundbesitz erwarben. Was sie taten, um ihre Niederlassung zu befestigen, das taten sie jedoch auf ihre eigene Gefahr. Man wußte eben in den Kreisen der Regierung nicht recht, was noch werden konnte, welches Schicksal die nächste Zeit den Juden bringen würde. Man glaubte deshalb auf alle Fälle darauf achten zu müssen, daß der Staat nicht zu Schaden kam.

Mit dem Regierungsantritt Alexanders II. kam ein neuer Geist zum Durchbruch. Im Jahre 1857 wurde den Juden gestattet, in den neuerbauten Städten und Flecken der hundertwerstigen Linie wohnen zu können. Im folgenden Jahre, am 24. Oktober 1858 wurden verschiedene Verordnungen über die Juden erlassen und auch ihre Niederlassung in der fünfzigwerstigen Linie geregelt. Das vor dieser Regelung erworbene unbewegliche Judeigentum verblieb den Juden, und allen einer Gemeinde zugeschriebenen, fest ansässigen Juden wurde das Verbleiben und die Freizügigkeit in der fünfzigwerstigen Linie gestattet, alle anderen Juden aber wurden fortgewiesen und neue Niederlassungen nicht bewilligt.

Wir haben in gedrängtester und flüchtiger Skizze ein Bild des furchtbaren Schicksals entrollt, das über die russischen Juden gekommen ist. Es ist unnötig, daraus noch eine Moral zu ziehen; die Thatta sprechen deutlich und lehrreich genug.

Es bleibt nur noch ein Hinweis auf die heutigen Judenhezen in Rußland übrig. Vergewärtigt man sich all' die Leiden und Verfolgungen, welche die russische Regierungspolitik über die Juden gebracht, dann wird man sich nicht wundern, daß der Jude in den Augen des russischen Volkes nur als geduldeter, rechtloser Paria erscheint, gegen den alles Unrecht, jede Gewaltthat erlaubt ist. Die Regierung hat mit ihrer Unbuddhsamkeit und Brutalität gegen die Juden ein schlimmes Beispiel gegeben. Bezeichnenderweise hat auch die gegenwärtige Regierung nur äußerst widerstrebend den Juden ihren Schutz gewährt; sie steht tatsächlich heute noch auf dem Boden der früheren Regierungen, mißachtet wie diese die Juden und erntet in den blutigen Hezen unserer Tage lediglich das, was ihre Vorgänger an Barbarei gegen die Juden ausgesät haben.

Man klagt über den mangelnden Patriotismus der Juden, vergißt aber, daß man nicht das geringste getan, ihn zu erwecken, den Juden das Land, dessen Bürger sie sein sollten, lieb und wert zu machen. Wie der leibeigene christliche Bauer jedes Patriotismus bar war, weil die Rechtlosigkeit und Knechtschaft, zu der man ihn verurteilt hatte, solchen nie aufkommen ließ, — so muß auch wol der mißhandelte Jude antinational sein, wie es auch jeder Mensch sein muß, den staatlicher oder gesellschaftlicher Despotismus der politischen, allen Bürgern zustehenden Rechte beraubt hat. Je uneingeschränkter und geachteter das politische Recht, desto kräftiger und allgemeiner auch der Patriotismus.

Brauchen wir die gleichen Erscheinungen in Preußen den russischen noch speziell entgegen zu stellen? Jeder vorurteilsfreie Leser wird sich die Parallele schon längst selbst gezogen haben.

Geschichtliche Gespenster.

Streifereien im alten und neuen Athen. Von Karl Kassan.

(1. Fortsetzung.)

Das Gefährt hielt. In einem großen, mit der höchsten europäischen Eleganz ausgestatteten Hause wurden uns vier elegant eingerichtete Zimmer angewiesen, und nachdem wir uns ein wenig umgesehen, wurden wir von unserem lebenswürdigen Wirt selbst zum Frühstück gerufen, bei welchem auf dem reichbesetzten Tische nur griechische Weine glänzten. Hier machten wir auch die Bekanntschaft der lebenswürdigen Hausgenossen des Senators, seiner Gemalin, Ariadne, und seiner einzigen schönen Tochter, Chana,

mit welcher letzteren sich John auf das angelegentlichste unterhielt. Beide Damen sprachen ziemlich perfekt Englisch. Wie unser Wirt selbst ganz nach europäischer Mode gekleidet war, gleich den meisten Bewohnern Athens, so auch die Damen. Im alten Stadteil, der sich im Norden an die Akropolis lagert, so sagte mir der Senator, leben noch viele Familien albanesischer Abstammung; diese tragen noch vereinzelt die malerische griechische Tracht. Unser Frühstück verlief auf die anmutigste Weise, wonach ein

eleganter Wagen vorfur, Eigentum unseres Wirtes, der uns über die Boulevards ringsum die Stadt und bis zur Akropolis bringen sollte. Zunächst passierten wir auf unseren Wunsch die vier größten Straßen Athens, außer der uns schon bekannten Hermeßstraße, nämlich die Friedrichs- und Athenastrasse, welche beide parallel mit der Hermeßstraße von Westen nach Osten die Neustadt durchschneiden, dann die Aeolus- und Universitätsstraße, die umgekehrt von Norden nach Süden ziehen, und bogen dann in die Boulevards ein, um die alte porta Hadriani und den arcus Hadriani, durch welche dieser baulustige römische Kaiser seine Schöpfung Neu-Athen von Alt-Athen trennte, und im Südosten die Akropolis zu erreichen. Das Leben auf den Straßen war nicht gerade allzulebendig, da die Hitze groß war; unser Thermometer zeigte 21 Grad Reaumur; doch zählt die Stadt nach Versicherung des Senators jetzt 43 000 Einwohner. Ich las mit viel Interesse die Schilder vor den Läden und Türen, und war begierig, hier einen Achilles als Schneider, dort einen Ulysses als Schornsteinfeger, oder gar einen Ulysses als Schuster anzutreffen. Aber nein! Die Namen waren doch andere und mit dem Mysterium des athenienischen Adressbuches war es also nicht. Die alte Sprache, die Hellenika, ist ganz verschwunden, man spricht heute die Romaita, eine entartete Tochter der ersteren.

Südlich vom arcus Hadriani erreichten wir die Ruinen des Zeus- oder Jovistempels, auch Olympium genant; es stehen davon noch 14 kolossale Marmorsäulen auf dem Unterbau von Granitquadern. Pisistratus, der Tyrann von Athen, soll den Untergrund erbaut haben, von Hadrian dagegen stammt der Rest der Säulen her. Der Unterbau ragt hoch über die Straße hinweg, an der zu Füßen desselben ein modernes Café errichtet ist, dessen Gäste im Schatten der Säulen sitzen, deren Niesenhöhe man so am besten abschätzen kann. — Unser Weg führte uns dann an den geringen Ruinen des Odeums des Perikles vorüber, das 3000 Menschen faßte und zu musikalischen Wettkämpfen bestimmt war. Dicht dabei liegen die Reste des Dionysos- oder Bacchustempels, in dem gegen 30 000 Menschen der Aufführung heimischer Komödien zuschauen konnten, die Ruinen des Tempels der Aphrodite Pandemos und des Odeums Herobis; letzteres war bedeutend jünger und größer als das alte periklesische Gebäude gleichen Namens. So gewannen wir endlich eine nordwärts allmählich aufwärts führende Straße, die uns schließlich auch von Westen her auf den Hügel der Akropolis führte.

Unser Gefährt stiegen wir jetzt heim und stiegen dann die Marmorstufen der Propyläen hinauf, wo uns ein alter Invalide öffnete. Dabei machte Herr Aneurosphyllos, unser liebenswürdiger Wirt, den kundigen Führer.

„Sehen Sie, meine Herren,“ begann er seine Akropolisrede, „hier an beiden Seiten liegen die Marmorstufen links und rechts ganz hinauf; der Weg in der Mitte dagegen war eben für die Prozessionen, deren feierlichste am Feste der Panathenäen (Jungfrauenfeste) statthatte, wo alles auf die Burg zog. Sechs Säulenreihen von Marmor, deren Durchmesser ca. 6 Fuß betrug, bildeten das fünfthallige Tor; links und rechts waren Kammern, die als Museen benutzt wurden, hergerichtet. Abgeschlossen war der Torbau rechts und links je durch eine riesige Reiterstatue. Das Werk ward unter Perikles durch Mnesikles erbaut und hat enorme Summen gekostet!“

Dabei hob der würdige Senator ein Stück Marmor auf, den Teil eines Säulenfrieses, und zeigte uns daran die Feinheit der Arbeit. Man vergißt die riesigen Proportionen ganz über der Feinheit der Ausführung; nicht die Masse imponiert hier wie bei den Ägyptern und Indern, sondern die künstlerische Gestaltung.

„Ist hier nicht auch irgendwo der Tempel der Nike gewesen?“ fragte jetzt John in seinem Guide of Greece blättern.

„Allerdings, Mr. Smith,“ entgegnete unser Führer; „sehen Sie, dort rechts am Treppenaufgang stand der ganz kleine, runde, pavillonartige, uralte Tempel der Nike apteros, der ungeflügelten Siegesgöttin; er genoss großes Ansehen wegen seines Alters!“

Witterte wir den eigentlichen Raum der Burg, der überall Marmorplatten aufwies, in denen hier und da sich künstliche Löcher befanden. Ich wies auf dieselben und bat Herrn Aneurosphyllos um Aufklärung. „Mein verehrter Gast“, erwiderte unser Wirt freundlich, „das sind die Einlaßstellen für die Marmorstatuen, deren hier tausende gestanden haben müssen. Das Werk manches Künstlers, von dessen Dasein wir keine Ahnung haben, ist hier untergegangen. So muß man wenigstens denken, wenn man den Pausanias liest, der bekanntlich die Kunstwerke wie die Künstler des alten Griechenlands Revue passieren läßt.

Hier an dieser Stelle muß wol das Parthenon, der Tempel der Athene, mit der großen Bildsäule der Pallas Parthenos (der jungfräulichen Göttin) gestanden haben, die 37 Fuß hoch war und aus Elfenbein, Ebenholz und Gold bestand, während ein par edle blaue Steine die Augen darstellten, ein Werk des Phidias, des Freundes von Perikles. Der Mantel der Göttin war von Gold und repräsentierte einen Wert von ca. 790 000 Taler; er war abnehmbar, damit er, wie Perikles scherzend sagte, einst wieder ersetzt werden könnte, wenn schwere Zeiten seine Einschmelzung erforderten. Das Parthenon selbst war ein schlanker Säulenbau, 227 Fuß lang, 101 Fuß breit und 65 Fuß hoch; jene Bildsäule stand ganz hinten im Heiligtum. Der Fries enthielt die schönsten Darstellungen aus der griechischen Heldengeschichte; das ganze muß einen geradezu entzückenden Eindruck hervorgebracht haben, wenn die weißen Marmorsäulen und Marmorwände im hellen Sonnenschein weithin glänzten. Das Werk war aus pentelischem Marmor, dem schönsten der Welt, vor Ausbruch des peloponnesischen Krieges durch die beiden berühmten Baumeister Iktinos und Kallikrates erbaut und das größte Heiligtum Griechenlands.“

Aneurosphyllos senfte, und wir verstanden ihn wol. Noch stehen einige schlankte Säulen aufrecht da, alles andere liegt in Trümmern; Marmorsplitter, Reste von Bildsäulen und Granatsplitter liegen durcheinander. Im Jahr 1687 richteten die Venetianer eine heillose Verwüstung in den bis dahin noch erhaltenen Schätzen des Altertums durch ihre Bomben und Vorkugeln an, die sie auf die Burg warfen, während des 1829 begonnenen Freiheitskrieges der Griechen gegen die Türken diente dann die Burg als Festung, und nun ward das meiste fast verdorben, bis end Lord Elgin mit echt englischer Dreistigkeit sich die schönsten Sachen zusammensuchte, sie wegschleppte und unter dem Namen „Elgin Marbles“ an das britisch Museum in London — verkaufte.

Unser liebenswürdiger Führer ging weiter und wieder standen wir vor den Resten eines großen Gebäudes:

„Dieses war das Erechtheum“, begann er, „erbaut von Erechtheus, das älteste Heiligtum der Griechen. Hier stand das älteste Bild der Athene, die Kaomon, und im Hofe war die Stelle, an der sie den Delbaum emporsprießen ließ, der ihr heilig war, wie dem Apoll der Lorbeer, wo im Wettkampf mit der Göttin der Meeresgott Poseidon mit seinem gewaltigen Dreizack einen mächtig tiefen Brunnen in den Felsen hineinschlug.“

„In der Mitte zwischen Propyläen, Partenon und Erechtheum“, fur dann unser unterrichteter Cicerone fort, „stand die eherner Bildsäule der Athene Promachos (der vorkämpfenden Athene) mit erhobener Lanze, auch ein Werk des Phidias, aber erst teilweise nach seinem Tode vollendet; sie war gegen 50 Fuß hoch, und ihre Lanzenspitze wie ihr Helm ward schon weithin blizend von den Schiffen zur See gesehen!“

Der Berg des Akropolis ist ein Kalkfelsen, wol 150 Fuß hoch und auf der Platte 1100 Fuß lang und 500 Fuß breit. Früher war sein Abhang mit weißen Marmortempelchen und dunklen Häuten bedeckt, heute jedoch liegt an seinen Abhängen nichts als Schutt. Unwillkürlich fielen mir Schillers Verse ein, mit denen er die Götter Griechenlands besang:

Da ihr noch die schöne Welt regieret,
An der Freude leichtem Gängelband
Selige Geschlechter noch gefüret,
Schöne Wesen aus dem Fabelland;
Ach, da euer Wonnediener noch glänzte,
Wie ganz anders war es da,
Da man deine Tempel noch bekränzte,
Benutz Amathusia.

Schöne Welt, wo bist du? Kehre wieder,
Hohes Blütenalter der Natur,
Ach, nur in dem Feenland der Pieder
Lebt noch deine fabelhafte Spur.
Ausgestorben trauert das Gefilde,
Keine Gottheit zeigt sich meinem Blick,
Ach, von jenem lebenswarmen Bilde
Bleib der Schatten nur zurück.“

Aber die Akropolis ist auch heute in ihrer Verfallenheit noch kein Bild der Trauer; sie ist Licht und Wonne, und tut man erst gar eine Umschau von ihr auf die Umgebung, so geht einem schier das Herz auf. Im Süden reicht der Blick durch die klare weilsichtige Luft bis zu den Schneehäuptern des Isthmus, bis zum Eiland Calauria (jetzt Poros), das wie hingehaucht dort im gesättigt blauen Meere liegt, von wo Demosthenes, vor den Anmachungen eines Philipp von Mazedonien, der die griechische

Freiheit in Fesseln schlagen wollte, fliehend, indem er sich durch Gift den Tod gab, den Scheideblid auf sein geliebtes Athen warf. Im Norden grenzt die stille Bucht von Eleusis den Blick ein, im Osten eine Hügelkette. Und da liegt Athen, das stolze Athen, noch heute zwischen den vier Hügeln, dem Megaleos im Nordwesten, dem Parnos gegen Norden, dem Pentelikon im Osten und dem Hymettos im Süden. Aber die heutige Stadt liegt im Norden der Akropolis, während die alte Stadt sich ringsherum erstreckte. Damals zählte sie noch 11 Tore, unter denen im Süden diesseit des Ilissus, der nachher in westlicher Richtung den Kephissos erreicht, die porta Ionica und die porta Diecharis zum Stadion, dem Renntheater, wo die Rennwettkämpfe stattfanden, und zu der berühmten Quelle Kallirhoe führten, wo Athens Jungfrauen das Wasser zum Brautbade schöpften, von wo klassische Gestalten den Krug grazios auf dem Haupte balancierend heimkehrten, wo Liebesverhältnisse angesponnen wurden, und Liebesgeplüster sich mit den Lauten der Philomela vereinigte, zu jener reizenden Partie, wo einst Platon angesichts einer himmlischen Schönheit der Natur seinen Phädrus dichtete (Phaedr. 5.) Der Ilissus verliert jetzt fast jeden Sommer sein Wasser, die Kallirhoe trocknet aus, nur der Kephissos schleppt ein mühsames Dasein träge dahin; dieser Mangel an Wasser, resp. Niederschlag, ist begründet durch die traurige Forstwirtschaft im Lande der Grazien und Mufen. „Jeder dumme Junge“, sagt M. Busch, „der einen Zahnsstocher zu haben wünscht, schlägt die erste beste und schönste Eiche um!“ In diesen par drastischen Worten ist alles gesagt! Für Nachwuchs ist nie gesorgt; so mußte das Land veröden.

„Dort“, zeigte der Senator nach einer langen Pause, in der wir summi die Umgebung gemustert, „lag der Tempel der Ceres etwas weiter südlicher; hier intra muros, unmittelbar südlich von den Ruinen des Odeons und Bacchustheaters, lag der alte Markt, die Agora, auf welcher die jährlichen Märkte abgehalten wurden. Später freilich verlegte man den Markt nach Norden von der Akropolis und zierte den neuen Platz mit Prachthallen oder Stoen, unter welchen besonders die Stoa Basilii, die Stoa Macra, die Stoa Hadriani, die Stoa Attali und die Stoa Poikile (d. i. die bunte) glänzten, daneben stand das Prytaneion oder Rathaus und das Gymnasium Ptolamaci. In der Halle Poikile zeigte man mit vielem Stolz die berühmten Bilder der größten Maler Griechenlands, besonders diejenige des Polygnotus von Thasos!“

Ungefähr einen Büchsenchuß weit westlich vom Berge der Areopatia — so heißt auch die Akropolis mit ihrem älteren Namen — erhebt sich jenseit des Weges ein zweiter Felsen von der Höhe seines Nachbarn, es ist der Berg des Areopagus. — Macht die Akropolis einen erhebenden, freundlichen Eindruck, so ergreift uns hier ein schauerliches Gefühl auf dem kalten Felsen. Hier trat das nächtliche Gericht der Heliaea — eine Art von Geschworenengericht — bestehend aus den Edelsten und Erfahrensten des Volkes, besonders auch aus den abgegangenen Archonten, zusammen und sprach im Dunkel der Nacht Recht über Leben und Tod. Die Tügel des Verbrechers sollten eben die Richter nicht rühren. Hier verurteilte man unerbittlich einst einen Knaben, der Wachteln die Augen ausgestochen. Später freilich verlegte man das Gericht in die Stoa Ptolomais oder Königshalle, woselbst auch der Prozeß des Sokrates entschieden ward, und überließ den Areopag den Rednern und Sophisten. Auf demselben hielt auch Paulus einst voll Ernstes und Eifer die Rede über den unbekannten Gott und die Zeit der Unwissenheit, über den Ewigen, der Himmel und Erde geschaffen. Die Volksversammlungen pflegte man auf dem dritten von hier sichtbaren Hügel, dem Pnyx, südwestlich vom Areopag, abzuhalten; später freilich wurden auch diese Versammlungen in die Stoen verlegt. So trug mir John aus seinem Guide of Greece bruchstückweise vor, während der Senator düster in die Landschaft hineinstarrte. Endlich gewann er wieder Leben und begann:

„Sehen Sie, Gentlemen, dort im Südosten führte die Porta melitta zum Sepulcrum (Grabmal) Cimonis. Und dort — nach Nordosten zeigend — lag Marathon, wo Cimon's Vater Miltiades mit 10 000 Mann Athenern den Sieg über 120 000 Perser davontrug. Dort aber am hellschimmernden Theseustempel und dem Hügel der Nymphen vorüber führte die Porta Piraeica nach dem Piräeus, der samt dem Munychia und Phaleron, durch die von Themiostoklos mit Klugheit erbauten sogenannten „langen

Mauern“, welche 40 Ellen hoch aus Quadern errichtet waren (457 v. Chr. G.), mit der Stadt verbunden war. — Hier im Nordwesten führte die Porta Thrasia, auch Porta sacra oder Porta Ceramica auf die Via sacra nach dem Hügel Keramitos, wo einst Platon um 3000 Drachmen, das Lösegeld, für welches ihn Annikeris vom Sklavenstande losgekauft, als ihn Pollis, der spartanische Gesandte, auf Befehl des Dionysios des älteren von Syrakus nach Megina geschleppt, von Akademios die sogenannte Akademie erworben, auf welcher er dann gegen 40 Jahre lang lehrte. Weiter ging der Weg nach Eleusis, wo das Heiligtum der Demeter (Ceres) stand!“

„Wo lag das Gymnasium Cynosarges, woselbst die Cyniker unterrichteten?“ fragte ich.

„Dort im Nordosten! Man gelangte dorthin durch die Porta Acharnica, die Porta Diomeis oder die Porta Aegei, durch welche man auch nach dem Lykeion, zu dem Gymnasium der Peripatetiker, gelangte; dort lehrte der kluge, kritische Aristoteles als Nebenbuhler seines Lehrers Platon. Beide Gymnasien lagen am Abhange des Hügels Lykabetos!“

Wir stiegen langsam wieder hinunter und kamen in das Tal, welches im Altertum „Tal der Eumeniden“ hieß. Hier war der Eingang zur Unterwelt; hier stand auch der „Tempel der Eumeniden“, hierspielen Aeschylus „Eumeniden“, hier stand auch der Tempel des Ares oder Mars.

Nun statteten wir erst noch dem Theseustempel einen Besuch ab, maßen und beschauten den schlanken Bau und wandten uns dann dem großen botanischen Garten zu, der umgeben von einem am Flusse Kephissos entlang laufenden Drangenhain mit diesem um die Wette Düste ausströmte.

Die Hermeßstraße führte uns schließlich zum Mittagssmal wieder in das gastliche Haus des Senators zurück, wo wir bereits erwartet wurden.

Die Küche des Hauses war gut verwaltet, denn wir speisten ganz, als ob wir in Berlin, Wien oder Paris dinirten, nur war der Wein ein heimisches, schweres Gewächs. Die Damen waren diesesmal schon viel zutraulicher und daher die Unterhaltung bald im Fluß. Ich ward besonders durch den Senator gefesselt, der einen Feldzugsplan für den Abend verabredete, da ihn morgen eine Senats Sitzung von unserer Fährung abhalten würde. Wir wollten also ins Theater und verabredeten daher, bis 6 Uhr eine kleine Siesta zu halten, dann aber alle um 7 Uhr bereit zu sein.

„Sie werden freilich keine Tragödie des Sophokles zu hören bekommen, sondern nur ein französisches Stück „les Fourchambaults“ — diese Manie grassirte damals eben — „aber gleichviel, Sie sollen sich amüsiren!“

Was mir bei Tische besonders auffiel, war die wunderbare Schönheit Chyanens, von der das reizende Mädchen gar keine Ahnung zu haben schien; mit Erstaunen sah ich denn auch den sonst so gemessenen John auf dem besten Wege, sich zu verlieben.

Pünktlich 7 Uhr abends brachte uns dann der Wagen in das hübsche neue Theater, das Athen alle Ehre macht und im Geschmack der Theater größerer Städte hergerichtet ist. Man spielte — französisch, und die onehin mir bekante Handlung vermochte mein Interesse nicht zu fesseln. Eine desto größere Aufmerksamkeit warte ich dem Publikum zu. Jetzt allgemeines Erheben von den Sizen: Se. Majestät König Georgios hatte seine Loge betreten; die Majestät, welche einen sympathischen Eindruck macht, winkte aber gnädig mit der Hand und alles nam wieder Platz. Uebrigens richteten sich auf uns beide nordischen Blondins die Gläser vieler Schönen, wir dagegen sahen nicht weniger interessiert uns die vielen südlich scharf geschnittenen Gesichter an. Der eigentlich klassisch schöne griechische Typus scheint aber ganz verschwunden zu sein, nur Fräulein Chane Aneurosphyllos scheint noch eine Wiederholung jener edlen graziosen, klassisch schönen Frauengestalten zu sein, wie wir sie so oft auf alten kostbaren Krügen von Terracotta und dergleichen bewundert haben. — Hernach gedachte ich der Zeit, als Aristophanes noch durch seine mit attischem Salz gewürzten Komödien die Bewohner Athens, die so gern etwas Neues hören mochten, lachen machte, als Aeschylus und Sophokles noch die freien Bürger der ersten Stadt Griechenlands durch ihre Tragödien rührten, und die Verse eines Euripides, einer Sappho die kritischen Zuhörer ergötzte. Und nun? —

Sie transit gloria mundi! —

(Fortsetzung folgt.)

Im Dorf der Schmied.

Eine Geschichte aus dem Elsaß von Max Vogler.

(8. Fortsetzung.)

Gerade heute aber kam zum erstenmal seit langen Wochen eine größere Ruhe über sein Herz. Die Drohreden Fritz Kolin's hatten ihn nicht ängstigen können; und er empfand es mit inniger Dankbarkeit gegen den Holzbauer, daß sie diesem Gelegenheit gegeben, sich ihm als so aufrichtiger und entschiedener Freund zu erweisen, wie er nur irgend einen auf der Erde hatte. Ja, auch das tat ihm wol, wie er es jetzt still bei sich bedachte. Ueber alles aber süß und weich umschmeichelten jene Gedanken an Helene sein Herz, — sie fing an, zu überlegen, was es denn eigentlich war, was sie von ihm trennte, sie fragte sich gewiß allmählich, ob es berechtigt sei oder nicht, — vielleicht würde sie ihn noch ganz verstehen und sich mit ihm ausöhnen, — ihn lieben lernen: — o, wie schön und heiter und selig das zu denken war! . . .

Und wie er's heimlich in seiner Seele bewegte, erhielt sein ganzes Wesen einen neuen, frischen Schwung, der Hammer und der Ambos Klang lustig und er sang selbst wieder einmal ein munteres Lied. Das schallte und hallte fröhlich vom Schmiedefeuer her durch den Flur und das ganze Haus, auf die Straße hinaus, das Dorf hinunter, und wer ihn während der letzten Zeit immer so still und traurig gesehen, mußte sich fragen, was denn geschehen, daß der junge Meister auf einmal wieder so heiter und munter war.

Marei, die Dienstmagd, tat's auch. Sie war lange genug selbst mit verstimt und verdrossen gewesen, wie der Meister so still und finster einhergegangen war, daß sie sich herzlich freuen durfte, als sie im glühroten Schein des Feuers keine einzige Wolke des Unmuts mehr auf seiner Stirne sah. Sie trat vergnügt an ihn heran, um ihn zum Bespermal zu bitten, und ein zufriedenes Lächeln lag auf den harten, gesunden Zügen. Es ging ihr so warm und freudig durch's Herz, und sie blinzelte ihn schier schalkhaft mit ihren grauen, gutmütigen Augen an. Nun mußte alles anders und besser werden, dachte auch sie für sich, — und heimlich fragte sie sich, ob er denn heute das lang erwartete Wort an sie richten werde. Denn daß sie, die nun fast ein Duzend Jare als treue Dienerin in dem Hause geschaltet und gewaltet, die Meist'rin darin werden mußte, wenn's dem Jobbi ankam, sich ein Weib zu nehmen, daß dieser derselben Ansicht, daß dies ganz selbstverständlich war, — anders hatte sie's nie gedacht. Es war eine stille Hoffnung, die ihr ganzes Sinnes und Denken bewegte und dieses mit dem Geschick des Hauses und derer, die darin wohnten, innig verband und verwob . . .

IV.

Silvester war gekommen. In der Wohnstube der Schmiede saßen Meister Barthold und die nun fast ganz erblindete Wittwe seines Vorgängers — jedes seinen Gedanken träumerisch nachhängend. Da hallte plötzlich ein dröhnender Schritt über die Flur, die Tür öffnete sich rasch und herein trat mit einem kräftigen „Grüß Gott“ der Holzbauer.

„Ein warmer Wolfswinter, brä . . .“ sagte er, sich komisch schüttelnd, indem er sich auf einen ihm von jenem dargebotenen Stuhl niederließ und in der besten Laune zu sein schien, ein munteres Gespräch zu beginnen.

Der Meister aber stieß ihn leise an und wies nach dem Fenster, wo die Alte saß, hinüber. Mit zustimmendem Nicken erhob sich darauf der andere und trat vorsichtiger als er herein gekommen, auf die letztere zu.

„Nehmt schönen Gruß vom Holzbauer, Meisterin, und vertraut dem Herrgott — er wird helfen!“ sagte er herzlich zu ihr, indem er sich etwas niederbeugte. „'s trägt jeder sein Leid — freilich, das eure ist schwer, schwer — aber was der droben schickt, ist alleweil z'was gut!“

„Ich dank euch, Holzbauer, — ihr wart meines Mannes Freund!“ erwiderte sie nicht minder warm und neigte, seinen letzten Worten im tiefsten Innern zustimmend, leise das Haupt. „Von ganzem Herzen!“ rief jener, freudig berührt. „Ihr möcht's immerdar glauben und den Sinn auf ihn wenden, da's Jar scheidet. Aber grämt euch nicht zu sehr und nehmt's, wie's geschehen, — er sorgt um nichts und wohnt gut!“

Es war eine so tiefe Empfindung und schöne Zuversicht darinnen,

wie er so sprach, und der alten Frau kam es naß in die kranken Augen.

„Und ihr mögt ihm auch ein par Tränen zum Gedächtnis weinen, aber nicht zu viel,“ fur er, als hätte er gesehen, wie es unter ihren Wimpern niedertropfte, fort . . . „Nun aber, Meister,“ — fügte er wieder frisch und lebendig hinzu, „laßt uns Mutter Esfinger nicht weiter stören und 's letzte Glas zusammentrinken im alten Jar, — trau'n, wir heben's eurem Meister zur Ehr!“

Er war mit diesen Worten wieder an Jakob Barthold herangetreten und dieser pflichtete ihm, herzlich seine Hand ergreifend, bei. Dann schiedten sie sich an, die Stube zu verlassen. Aber der Holzbauer wendete sich noch einmal zurück und rief:

„Schönen Wunsch noch zum Neujar und soviel Tage ihm folgen! Und 's Herz vor allem gesund gehalten und den Sinn frisch, Meisterin! Schütz euch Gott!“

Er hörte nicht, wie sie, wieder zufrieden nickend und sogar leise lächelnd, ihm dankte; denn schon war er raschen Gangs mit dem andern hinaus.

Der Holzbauer kehrte von einer mehrtägigen Geschäftsreise zurück, auf der er sich bereits befunden, als er in der „goldenen Traube“ mit Fritz Kolin so hart zusammengefahren war. Er war eben in's Dorf gekommen, und sein erster Gang war nach der Schmiede gerichtet gewesen. Nun wollte er mit dem jungen Meister die Schritte nach der Hegmar'schen Wirtschaft lenken.

Aber dieser hielt den Fuß an und wendete sich um.

„Ich möcht' heut nicht hinüber, Holzbauer!“ sagte er sanft, und der Holzbauer sah ihn wol einen Augenblick lang stutzig an, aber dann schlug er, als ob er den Grund, der den Meister bei seiner Weigerung bestimmte, erraten und berechtigt fand, mit ihm bereitwillig den Weg nach dem größeren Gasthause weiter unten im Dorfe ein. Er hatte aber schwerlich in seinen Gedanken das Richtige getroffen. Denn der junge Schmied wünschte vor allem mit dem Holzbauer allein zu sein, von niemand beobachtet zu werden, und ganz besonders sollte ihn ein Besuch in der Schenke der „goldenen Traube“, das Zusammentreffen mit Helene oder irgend ein anderer daselbst etwa sich wieder ereignender Zwischenfall nicht von dem, was er jetzt bei sich fest hielt, ablenken und zurückbringen können, — es war seine ernsteste Absicht, dem Freunde in dieser Stunde sein ganzes Herz, alles, worauf sein Sinnes und Denken während der letzten Zeit gerichtet gewesen, anzuvertrauen.

Nichtsdestoweniger suchte er, nachdem sie in der Schenke angekommen, lange vergeblich nach einem passenden Anfang, um sich ihm auszusprechen, und er zögerte selbst noch, als sie bereits ein par Gläser geleert — das erste auf das Andenken weiland Meister Esfingers — und der Holzbauer, nachdem er sich durch einen Blick auf die Uhr über die Stunde vergewissert, rasch aufstand und Anstalten zum Gehen traf. Der Schmied blickte ihn verwundert an und fürchtete schon durch sein langes Zögern heute die Ausführung seiner Absicht unmöglich gemacht zu haben. Und doch empfand er noch immer den geheimnisvollen Zwang, daß es jetzt, gerade jetzt geschehen mußte.

„Was ficht euch an?“ fragte er mit Lebhaftigkeit. „Ihr wollet euch doch nicht etwa heut noch auf den Weg machen und heimzukommen suchen? 's wird eine kalte Nacht und der Pfad ist unsicher in's Gebirg hinauf!“

Der Holzbauer mußte lächeln über diese Erregtheit, die er lediglich der Sorge um ihn, um seine glückliche Heimkunft zuschreiben zu müssen glaubte.

„Bekümmert euch nicht, Meister,“ erwiderte er gut gelaunt. „Nein, bis hinauf zu mir komm' ich heut nicht, — der Weg wäre mir zu weit! Aber mit Verlaub, meine Mannesehr' erheischt, daß ich noch ein Stück emporklettre, — kaum zwei Wegstunden weit, nach droben, wo die Matte über den Berg hängt. 's wohnt mir ein lieber Freund dort, dem ich's beim Herweg versprach, bei ihm Einkehr zu halten in St. Silvester's Nacht. Will's Gott, wandre ich dann morgen in der Frühe heim!“

Jakob Barthold wollte erst Einwendungen machen; aber als er zum Fenster hinaussah und bemerkte, wie schon der Mond bleiche Lichter über den Schnee warf, kam ihm ein anderer

Gedanke. Es würde dem Holzbauer nichts Uebles begegnen können in dieser hellen Nacht, wenn er noch zwei Stunden weit hinaufwanderte, — dachte er — und er fände, indem er ihn eine Stunde lang begleitete, passendste Gelegenheit, ihm ungestört zu sagen, was er ihm offenbaren wollte. Der Holzbauer suchte freilich, sein Anerbieten, ein Stück mit ihm zu gehen, zurückzuweisen; aber als er erkannte, daß er dabei seine besondere Absicht hatte, ließ er's geschehen.

So befanden sich die beiden denn bald auf dem Wege bergauf. Vom Dorfe aus steigt die breite Karstraße in der Richtung, die sie einschlugen, erst weniger steil empor; dann aber zweigt sich zur Linken ein schmalerer Fußweg ab, der direkt und am schnellsten zu den wenigen Höfen, die droben auf weiter Wiesenmatte liegen, heraufführt. Er war wol, nicht selten dicht am felsigen Abhang hinlaufend, ziemlich gefährlich zu begehen; aber bei der herrschenden Mondhelle schien es minder schwierig, selbst während der Nacht auf ihn hinaufzukommen. Dazu war es heute still, kein Luftzug regte sich, nur das zitternde Mondlicht webte über den blizenden Schneemassen hin und her.

Sie waren schon ein ziemliches Stück emporgestiegen, als Jakob Barthold endlich begann.

„Ich hab' was auf dem Herzen, Holzbauer, was ich euch sagen möchte!“ — sprach er zögernd und stoßend. Der Angeredete wachte den Kopf und sah ihm verwundert und neugierig zugleich ins Gesicht.

„So?“ — machte er überrascht. „Dann sagt's eilig; denn ich möchte nicht, daß ihr mit mir noch weit ins Gebirg hineinflucht!“

Es schien, als ob der junge Schmied durch diese Worte wieder eingeschüchtert worden wäre; denn er brauchte einige Minuten, bis ihm die Fortsetzung seiner Rede gelang.

„Vielleicht hat's euch schon g'schwant, Holzbauer,“ — ging er, wenn auch mit einer gewissen Befangenheit, jetzt gleich auf die Sache los. „Mich zieht was zur Tochter des Traubenvirts!“ befand er mit rührender Treuherzigkeit.

Der Holzbauer blieb stehen und umschloß sein Gesicht mit einem forschenden Blick.

„s treiben zwei ihr Wesen in Hegmar's Haus,“ — sagte er sehr trocken und scheinbar jetzt nicht im mindesten überrascht — „ihr müßt mir sagen, welche“ —

„Helene!“ — fiel Jakob Barthold rasch und lebhaft ein, und es war, als ob sein Herz aufjauchzte und sich im Innersten zusammenkrampfte zugleich.

Jener wiegte einige Augenblicke lang nachdenklich das Haupt. 's wäre mir freilich lieber gewesen, ihr hättet mir den Namen der andren genant,“ erwiderte er ruhig, wie für sich mit stillen Gedanken beschäftigt. „Aber es ist euch ins Herz gefahren, und da gilt's gleich, woher es gebliht!“ fügte er lauter und bewegter hinzu. „Uebrigens macht's eurem Geschmac' alle Ehr', — man mag seine schön're Dien finden rundum, und 's steckt ein laut'rer Kern in ihr, — sie hat's von der Mutter her.“

„Der junge Meister sah ihn freudestralend an, — hätte er auch ein schön'res Lob hören können über das Mädchen, dem er all sein Jülen und Denken zugewant?“

„Aber sie hat auch ihren Kopf für sich, — und vor allem, ist sie auch nicht zu g'scheidt, Meister?“ — fragte der Holzbauer mit ehrlicher Offenheit.

„Das könnt' sich geben,“ — antwortete Jakob Barthold zuversichtlich. „Ich hab' auch so manches gelernt außer meinem Schmiedehandwerk und glaub' wol, ich vermöcht' über dies und das gut mit ihr zu plaudern!“

Der Holzbauer nickte zustimmend.

„Ihr wißt, sie hat lang im großen Paris gelebt,“ — sagte er gleichwol sehr ernst, wie, um ihm kein Bedenken zu verschweigen, „und sie hat dort eine ganz andre Luft eingeatmet, als ihr sie zu atmen gewönt, und es ist euch wol nicht fremd, daß sie wegen des Bruders, den der Krieg weggerafft“ —

„Sie sagt' mir's selbst, wir sprachen davon,“ — fiel der Meister zögernd ein, wie um diesen Punkt zwischen ihm und dem Holzbauer nicht weiter zur Erörterung kommen zu lassen.

„Ihr redet mit ihr selbst, — nicht also mehr drüber, als sie euch, soviel ich gehört, an der Kirchweih merken ließ?“ — rief dieser überrascht.

„Nun, dann brauch' ich euch davon nichts weiter zu sagen, — ich fürcht', ihr wißt genug, wie sie über alle, die drüben von jenseits des Rheinstroms, denkt, — und es ist euch auch nicht fremd, daß sie's mit dem Praler, — mit Fritz Kolin hält?“ — setzte er wie in plötzlich über ihn gekommenen Zorn hinzu.

Es traf Jakob Barthold ins innerste Herz, wie er hier von dem Holzbauer seine Befürchtungen inbezug auf das natürliche Verhältnis zwischen dem eben Genanten und dem geliebten Mädchen, die so lang schon und unausgesetzt an ihm genagt, geteilt und bestätigt fand. Er schritt plötzlich langsamer und brückte sich auf dem schmalen Pfad empor an den Freund heran.

„Ich hört's schon öfter im Dorf und hab's an den beiden, so oft ich sie zusammen sah, wol merken müssen,“ — antwortete er dumpf und versank, in sich hineinbrütend, mit einemmale in tiefe Traurigkeit.

„Seht, das meint' ich eben,“ — begann der Holzbauer ebenfalls wieder sehr ernst, „als ich euch sagt', 's wär' mir lieber, die and're hätt's euch angetan. Aber, ich sprach's auch nur — das Herz und die Lieb' sind zwei sonderbare Ding' und fragen nicht viel, wo's zünd't und wer sich verbrent, — 's wird aber manchmal eine gar schöne Flamme d'raus, wenn der Wind im Anfang auch anders pfiff, als er sollt', — und ihr braucht d'rum 's Haupt nicht zu senken, Meister, und die Konrag' zu verlieren! Auf mich könnt' ihr zählen, — 's würd' mich selber wurmen, wenn der Laff' Kolin die Helen' heimführt und 's blanke Geld vom Traubenvirt zum übrigen schüttet! Sobald ich Gelegenheit hab', nehm' ich sie war und sez' dem Alten und der Jungfer den Kopf zurecht!“

Jakob Barthold hob das Haupt wieder freudig zu dem Holzbauer empor, streckte ihm in seliger Hast beide Hände entgegen und sagte und drückte ihm fest und innig die seinen.

„O, wenn ihr das könntet und wolltet, Holzbauer, liebster Freund,“ — kam es voll tiefster Rührung aus seinem innersten Herzensgrunde herauf, „wie wollt' ich euch danken!“

„Still, Meister! Was der Holzbauer vermag, das tut er gern und gewiß, und dazu brauch't's nicht vieler Wort!“ — sagte der brave Mann in seiner biederen, gutmütigen Rauheit.

„Aber, 's sei zum Abschied!“ setzte er hinzu, die eine Hand zwischen den seinen heraus ziehend und so die Rechte des jungen Schmieds umklammernd. „Der Heimweg wird euch zu lang, und die Luft wird kälter, wie mich's dünkt! Habt schönen Dank für's angenehme Geleit und 's Vertran'n, das ihr mir g'schenkt! Und tragt den Kopf hübsch auf und grad, und der droben den Mond lenkt, sei euch günstig im neuen Jar!“

Damit hatte er sich von ihm losgemacht und bei den letzten Worten mit der Rechten halb ernst, halb in fröhlicher Laune, wie es seine Art war, zu dem klar leuchtenden Gestirn, das gerade über ihren Häupten stand, hinaufgewiesen. Ehe es der junge Meister hindern konnte, war er davon geschritten und, kaum, daß dieser seine hohe, kräftige Gestalt noch einmal Dank erfüllten Aug's umschließen konnte, um die Felsenecke, die hier schroff nach dem Wege herabfiel, verschwunden.

Eine Weile noch blieb Jakob Barthold auf derselben Stelle stehen. Wie in stiller Andacht sah er zum mond hellen Himmel hinauf, und es war ihm, als müßte er beide Hände falten und emporheben, Heil und Segen herabzusenden über sich und für alles, was dem Holzbauer das Herz eingab, um seinem und Helenens Glück förderlich zu sein.

Es war eine herrliche Winternacht. Wie das silberne Mondlicht in den verschneiten Grund zu seiner Seite herabfiel, und wie es wieder blendend und glitzernd von den blendend weißen Schneelichtern drunten heraufkam! Und wie regungslos und schweigend die hohen Fichten und Tannen am Wege standen, ganz von der weißen, glänzenden Masse beschwert und von funkelnden Krystallen überfät! Welch' geheimnisvolle Stille und Ruhe um ihn waltete, wie zauberhaft und schön der Himmel vor ihm anzusehen war! Nicht einmal ein Vogel, der flugmüde die Luft durchzog, nicht einmal ein scheues Wild, das an den Baumrinden knisperte oder das bergende Lager suchend zur Tiefe schlich! ...

Wol begann sich die Kälte zu steigern, aber er spürte es nicht. In schöne Träume versunken und selige Hoffnungen spinnend, empfand seine Seele nichts als die süße Ruhe, die lautlos ihn umwebte, den schönen Zauber, der vor ihm ausgebreitet war. Nur als er vom Waldrande seitwärts in die breitere Straße abbog und die eng bei einander stehenden Häuser und Gehöfte des Dorfes mit ihrer weißen Umhüllung wieder vor ihm auftauchten, wurde er sich der Dinge mehr bewußt, und der Gedanke an das, was ihm der Holzbauer auch über Helenens Neigung zu Fritz Kolin gesagt, webte auf's neue seine quälenden Befürchtungen und erfüllte sein Herz Augenblicke lang mit bitterem Verdruß. Dann aber siegte wieder der aufmunternde Eindruck, den die letzten Worte des waderen Fremdes auf ihn gemacht, und er hob wirklich kühn den Kopf und sah von neuem zuversichtlich und

bilder von ihm. Die Kühnheit und Kraft wie den romantischen Zug, der seinen Werken eigen ist, erblickt man auch in seiner, in unserer Illustration im Kleinen wiedergegebenen „Kriemhild an der Leiche Siegfrieds“.

Der Kaffee des Leiermanns. (Bild S. 112.) Der Wind weht nicht nur über die Haferstoppeln, wie man zu sagen pflegt, wenn die ersten Herbstwinde ins Land wehen, er faust recht eifrig scharf über die mit Schnee behängten Bäume und wären diejenigen, welche im Schlitten aus dem Häusermeer entfliehen und an die „frische Luft“ gehen, sich fest in dicke Pelze eingehüllt haben, flieht alles, was nicht gerade draußen sein muß, nach der warmen Stube. Nur unser armer Leiermann, der hier am Kreuzwege seinen ständigen Platz hat, muß aushalten, denn er muß auch im Winter seine Gewerbesteuer zahlen und außerdem sind die Weihnachten vor der Tür, wo die Hausmiete fällig ist und wo er doch seinen lieben Kleinen auch gern eine Freude machen möchte. Die Freude, die andere Eltern und selbst die ärmsten bei solchen Gelegenheiten haben, ist ihm freilich nicht mehr beschieden, denn er ist einer der ärmsten unter den Armen und vermag nicht mehr die Freude in den Mienen seiner lieben Kleinen zu schauen. Dort bei Sedan hat er auch weidlich mitgeföhnt und das deutsche Reich mit all seinen Herrlichkeiten begründen helfen, aber er hat eines der größten Opfer dafür gebracht: das Licht seiner Augen. Kann er sich aber nicht an dem Glanz des neuen Reiches weiden, so hat er doch die Konzeption erhalten, ihn zu verkünden und so hat er denn auf seinem Leiertasten in den letzten Jahren all die bekanten patriotischen Lieder x-male den Vorübergehenden vorgespielt. Anfangs ist ihm dafür mancher Pfennig gespendet worden und so war er denn immer imstande, die Kosten für Arzt und Apoteke, die ihm die langjährige Krankheit seiner kürzlich verstorbenen Frau verursachte, prompt zu zahlen — von einem „Notpfennig“ zurücklegen konnte aber selbstverständlich keine Rede sein. Nun aber seit seine Gefährtin in Leid und Freud — letzteres gab es im letzten Jahrzehnt so selten für ihn! — dahingegangen, hat er, der Arme, die Sorge für seine armen Kinder allein auf sich lassen und dazu ist der Patriotismus veranlaßt, der ihm manche Gabe gebracht, und die Unbehaglichkeit, die mancher im Reich zu empfinden vermeint, muß auch unser armer Straßenmusikant empfinden. Im Sommer, wo Jung und Alt hinausströmt in den Park, da geht's noch, da langt mancher lebensfrohe Bursch in die Börse und wirft ihm einige Pfennige in die Büchse, aber jetzt im Winter, da sind die Spaziergänger dünn und selten und die wenigen, die da kommen, haben ihre Finger tief im warmen Pelz versteckt und hüten sich meist aus Furcht vor der Kälte, dieselben hervorzuziehen. Seine treueste Gesellschaft sind ihm aber die Späzen, die Sommer und Winter in der vertraulichsten Weise zu ihm kommen und ihm die Projamen aus der Hand picken und die ihn manchmal, wenn er sich verlassen und einsam fühlte, daran erinnern, daß der vom Glück über die Achsel angelehnte oder gänzlich verschmälte in seines Gleichen eine Stütze finden kann. Doch solche traurige Gefühle finden trotz seines Elends in seiner Brust nicht lange Raum, denn wenn er abends nachhause kommt, so verschneidet der Frohsinn, der ihm in seinen Kleinen entgegenlacht, alle Trübsal. Und schon das Bierstündchen, welches er mit seiner ältesten, her Greta, die ihm regelmäßig den Kaffee bringt, bei dieser Gelegenheit verplaudern kann, ist ihm ein sehr willkommenes Labial. — Aber wie lange wird ihm sein trauriges Loos, dort zu stehen und zu betteln, noch beschieden sein, wie lange wird diese Art Bettel überhaupt noch staatlich konfessioniert sein? —

Aus allen Winkeln der Zeitsliteratur.

Die größten Brücken der Welt sind die 2147 Meter lange Brücke bei Padersburg in Amerika, die St. Charlesbrücke über den Missouri 1993 Meter lang, die Brücke über den Ohio bei Louisville 1615 Mtr., die über den Cast-River 1500 Mtr., die über den Delaware in Philadelphia 1500 Mtr., dann die 1500 Mtr. lange Viktoriabridge über den St. Lorenzstrom, die neue Wolgabridge bei Syffran in Rußland mit 1485, Hollands-Dieg-Brücke bei Mordyl mit 1579, die Brücke über den Pongobuda bei Gooty, über welche die Bahn von Bombay nach Madras fährt, 1130, Dniesterbrücke bei Kiew 1081, und die Rheinbrücke bei Mainz 1028 Mtr. Länge. Die große Weichselbrücke bei Dirschau nimt inbezug auf ihre Länge sogar erst den fünfzehnten Rang ein. Die Wolgabridge bei Syffran, die längste in Europa, wurde erst neulich

dem Verkehr übergeben. Sie kostete 4 630 000 Rubel. Das zu ihrem Bau verwandte Eisen wiegt 6 452 000 Kilogramm, welches von dreizehn Bögen getragen wird.

Trinkleistungen im Altertum. Daß unsere germanischen Vorfahren im Bechen (oder „Kneipen“ und altfränkisch derb „Sausen“ genannt) viel und mehr leisteten als ihrem Ruhme, ihrem Geldbeutel — soweit etwas derartiges in das Reibelgrauen der Kulturgeschichte zurückgreift — und wol auch ihrem Verstande gut war, weiß jedermann. Aber die Germanen haben das Trinken über den Durst keineswegs erfinden, ja es ist sogar sehr fraglich, ob sie es darin soweit gebracht haben, als andere Völker, denen der Geruch der Kneipeligkeit in weit geringerem Maße anhaftet. So z. B. hielt schon das glänzende Vorbild der Cäsaren und Napoleons späterer Zeit, der mazedonische Welt-eroberer Alexander der Große soviel von einer „soliden Kneiperei“, daß er in dem untergeordneten Babylon ein Preistrinken veranstaltete, das demjenigen zweitausend Mark einbringen sollte, der am besten — sausen konnte. Seine Herren Generale und sonstigen Gäste nahmen denn auch die Sache so ernst, daß sich nicht weniger als dreißig von ihnen ehren — oder, wie man auch zu sagen pflegt, schandenhalber totschossen. Auch der römische Kaiser Tiberius Claudius Nero (bis 37 n. Chr.), den man spottweise Viberius (von bibere = trinken) nannte, setzte Preise für die höchsten Leistungen im Trinken und Essen aus. Biso wurde von Clevius zum Prätor (Urrichter und Statthalter) ernannt, weil er dreimal vierundzwanzig Stunden ununterbrochen gekneipt hatte, one im mindesten bekneipt zu erscheinen. Flaccus, der nicht minder zechen konnte, wurde deshalb zum Konsul (in der Kaiserzeit gleichfalls Statthalter und zwar ersten Ranges) von Syrien befördert. Auch der römische Statthalter und Armeebefehlshaber in Niedergermanien, Vitellius, der gleichfalls das Vergnügen genoss, römischer Kaiser zu sein, wenn auch noch kein ganzes Jar lang (169 n. Chr.), war einer der größten Säufers alter Zeiten. Uebrigens bekundeten die Griechen und Römer, grade wie unsere Herren Studenten, auch in der tollsten Zügellosigkeit, den Sinn für eine Art Gefeglichkeit — sie sind — andern Kneipgenies unter den Völkern des Altertums die etwaige Priorität vorbehalten! — die Väter des Kneip- oder Sauskomments. Sie pflegten bei feierlichen Mahlzeiten, die sie ganz unbändig liebten, ein Oberhaupt der Tafel, griechisch Symposiarchon, lateinisch rex convivii oder Trintrichter, lateinisch arbiter bibendi zu wählen, der bei entsprechenden Strafen anzuordnen hatte, wie sich die Schwelgenden zu benehmen, was sie zu tun hätten, wie sie essen, trinken, sich unterhalten und jubeln sollten. Diesen teils auf Tradition, teils auf persönlicher Willkür beruhenden Gesezen sollen die heiteren Griechen wie die ernsten Römer viel besser und eifriger gehorcht haben, als den Staatsgesezen, gleichwie unsere Studenten den Befehlen des Fuchsmajors als das gewissenhafteste nachkommen, sollten sie sich auch schier im Stoff ertränken, während sie den Anordnungen der hohen Obrigkeit vom Universitätsrichter bis zum Nachtwächter oft die betrüblichste Nichtachtung erweisen. —

Literarische Umschau.

Der erste Hochverratsprozeß vor dem deutschen Reichsgericht. Auf Grund stenographischer Niederschrift der Verhandlungen herausgegeben von E. Künzel, Stenograph und Redakteur der „Reichsgerichtskorrespondenz.“ Leipzig. Max Heise's Verlag. Preis 1 Mark 20 Pf. Allen denen, die ein Interesse an der Entwicklung unseres Rechtslebens wie des politischen Lebens überhaupt haben, wird ein Buch sehr willkommen sein, das in gedrängter Kürze die Verhandlungen jenes Prozesses wiedergibt, der seit einem Jare in den Zeitungen von sich reden machte und der kürzlich vor den Schranken des deutschen Reichsgerichts seinen Abschluß fand mit der Verurteilung verschiedener Angeklagter zu mehrjähriger Zuchthausstrafe. Und gerade die vom 10. bis 21. Oktober währenden Verhandlungen sind nach verschiedenen Richtungen hin von Interesse. Nicht allein das hier in Frage kommende Verbrechen an sich, sowie der Apparat des höchsten deutschen Gerichtshofes, der hier zum erstenmal in einem solchen Falle zu Gericht sitzt, fesseln unsere Aufmerksamkeit, vor allem die Genese des Verbrechens wie des ganzen Prozesses selbst. Wer kennen lernen will, wie Hochverratsprozesse entstehen und werden, der lese die vorstehende stenographische Niederschrift. Und wenn ihm dann beim Lesen der Auslagen einiger darin agierender stillschweigend total verkommenen Subjekte ein unwiderstehlicher Abscheu überfällt, so wird er sich doch andererseits sagen müssen, daß der Ausspruch Todesurteils, das die Sprache uns nur dazu gegeben sei, damit wir unsere Gedanken verbergen könnten, unter den heutigen Verhältnissen mehr denn je Beachtung verdient; vor allem sollte man seine Junge im Jaum halten unbefangenen Leuten gegenüber, die durch wüsten Schimpfen auf die bestehenden Verhältnisse und deren staatliche Repräsentanten einen Radikalismus zur Schau tragen, hinter dem sich — wie uns die in dem Prozesse zutage getretenen Tatsachen zeigen — nur zu oft der gemeine Denunziant verbirgt. — Das Buchlein stellt uns all die interessantesten Vorgänge recht geklärt und in klar geschriebener Weise dar und wir wünschen ihm, wie bereits bemerkt, in mehr als einer Beziehung einen recht kalten Reiz.

Inhalt. Im Kampf wider alle. Roman von Ferd. Stiller. (Fortf.) — Judenhezen in Rußland. Von C. Lübeck. (Fortf. und Schluß.) — Geschichtliche Gespenster. Streifereien im alten und neuen Athen. Von R. Kaffau. (Fortf.) — Im Dorf der Schmied. Eine Geschichte aus dem Elsaß von Dr. Max Bogler. (Fortf.) — Kriemhild an der Leiche Siegfrieds. (Mit Illustration.) — Der Kaffee des Leiermanns. (Mit Illustration.) — Aus allen Winkeln der Zeitsliteratur: Die größten Brücken der Welt. — Trinkleistungen im Altertum. — Literarische Umschau.

Verantwortlicher Redakteur Bruno Geiser in Stuttgart. (Neue Weinsteige 23.) — Expedition: Ludwigstraße 26 in Stuttgart.

Druck und Verlag von Franz Goldhausen in Stuttgart.